

\*  
\* \*

SMEND, R. (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit P. PORZIG und R. MÜLLER — Julius Wellhausen. Briefe. Mohr Siebeck, Tübingen, 2013. (23,5 cm, XI, 887 Seiten). ISBN 978-3-16-152518-6. €79,-.

Die Reflexion der Orientalistik über ihre Wurzeln und ihr Gewordensein scheint sich in den letzten Jahren unter dem Einfluß der Wissenschaftsgeschichte überhaupt merkbar zu verjüngen. Biographie und Leistung einzelner Gelehrter werden nicht mehr isoliert betrachtet, sondern vor dem Hintergrund sozialer und kultureller Voraussetzungen, die Mensch und Werk geformt haben, im Kontext institutioneller Rahmenbedingungen, in denen sich Persönlichkeit und Denken entfalten konnten, sowie als Teil übergreifender Netze, die eine Konsolidierung wissenschaftlicher Erkenntnisse meist erst ermöglichen. Auch die Rolle der Philologie und das sie unterfütternde Forscherethos sind dabei Gegenstand historischer oder konzeptueller Darstellungen.

Ein gewisses Traditionsbewußtsein ist der Bibelexegese und der Morgenlandkunde als historischen Geisteswissenschaften zwar ohnehin inhärent, einen Auftrieb erfahren hat es aber jüngst nicht nur durch den Abschluß des monumentalen Standardwerkes *Hebrew Bible/Old Testament: The History of Its Interpretation*, herausgegeben von M. Sæbø, mit dem dritten Band über das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert (in zwei Teilbänden erschienen Göttingen 2013 [laut Titelblatt, *de facto* bereits Ende 2012] und 2015; dort weitere Angaben zu den in den folgenden Beobachtungen erwähnten Personen, besonders auf S. 134–167), einige sozialhistorisch ausgerichtete Studien der „Orientalistik“ mit regionalem oder chronologischem Schwerpunkt (aber leider ohne Berücksichtigung der fachinhaltlichen Entwicklung selbst) und Würdigungen einzelner Gestalten (relevant sind etwa S. Hjelde, *Sigmund Mowinckel und seine Zeit*, Tübingen 2006; B. Maier, *William Robertson Smith*, Tübingen 2009; U.E. Eisen und E.S. Gerstenberger [Hrsg.], *Hermann Gunkel revisited*, Münster 2010; E.-J. Waschke [Hrsg.], *Hermann Gunkel (1862–1932)*, Neukirchen-Vluyn 2013; sowie K. Hammann, *Hermann Gunkel*, Tübingen 2014), sondern auch mit teils umfangreichen Briefeditionen wie einer Auswahl der Korrespondenz von William Wright (B. Maier, *Semitic Studies in Victorian Britain*, Würzburg 2011) und der Lady Drowers (J.J. Buckley, *Lady E. S. Drower's Scholarly*

*Correspondence*, Leiden 2012). Zusammen mit anderen Archivmaterialien wie Gutachten erlauben erst sie einen weniger stilisierten Einblick in Haltung, geistige Entwicklung und Lebensumfeld als Autobiographien (wie beispielsweise die der Ägyptologen Erman und Brugsch oder des Semitisten Lidzbarski) und autobiographische Skizzen, von den gerade zu dieser Zeit zur Hagiographie neigenden Nachrufen ganz abgesehen. Persönliche Schreiben sind also die tragfähigste Grundlage jeder originellen wissenschaftsgeschichtlichen Arbeit.

Das Erscheinen von 1091 Briefen Julius Wellhausens (1844–1918) aus dem Zeitraum von 1863 bis 1917, also einer für die Entwicklung der modernen Bibel- und Orientalwissenschaft ganz wesentlichen Epoche, wäre zu jedem Zeitpunkt ein Hochfest, ist es angesichts dieser dynamischen Forschungslage jedoch ganz besonders. Niemand hätte die Aufgabe besser angehen können als der Herausgeber, der seit Jahrzehnten neben zahlreichen Spezialstudien zu Wellhausen so kenntnisreiche wie einfühlsame und elegante Porträts führender Alttestamentler und Semitisten der Vergangenheit geschaffen hat, daß man meint, er befinde sich seit eh und je im täglichen Gespräch mit ihnen. Selber fest in den Göttinger akademischen Patrizierkreisen verwurzelt, bildet sein Familienarchiv – der gleichnamige Großvater war Wellhausens Duzfreund – den Grundstock der Sammlung. Sie wurde in den letzten fünfzig Jahren erweitert und darf nun nach bestem Wissen und Gewissen als vollständig gelten.

Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, kann sich jeder leicht vorstellen: Wellhausen selbst und dann posthum seine Witwe haben die eingegangene Korrespondenz vernichtet, weshalb nur wenige in Büchern eingelegte und darüber vergessene Briefe an ihn überdauert haben; daher mußte zunächst mühsam ermittelt werden, wer überhaupt alles im Austausch mit ihm stand. Wenn auch manches als Teil von Gelehrtennachlässen dem Krieg zum Opfer fiel oder von den Adressaten erst gar nicht aufgehoben wurde, ist die Ausbeute aus historischer wie aus literarischer Perspektive nichts Geringeres als ein Schatz. Weil der Herausgeber auf jede Auslassung verzichtet hat, spiegelt die Sammlung ungeschönt die spannungsreiche Persönlichkeit des Autors: zugleich scharf und bescheiden, dabei immer bereit, das eigene Urteil über andere zu revidieren; selbstbewußt und doch geerdet durch eine Ironie, die auch die eigene Person mit einschließt (wie die einnehmenden Berichte über seine Erfahrungen mit dem Niederländischen und der französischen Aussprache: Nr. 87; vgl. Nr. 118 über seine Mühe mit dem Englischen); dank aufrichtiger Leidenschaft für seinen Gegenstand ausgestattet mit dem nötigen Mut zur Einseitigkeit; und stilsicher (das war ihm selber eine Herzensangelegenheit, vgl. Nr. 725!) bis zur *sprezzatura*.

Alle Texte sind (ausgenommen der am Ende nachgetragene Brief Nr. 289a) in chronologischer Folge gruppiert, soweit diese sich bei undatierten Schreiben durch Poststempel oder Inhalt ermitteln ließ, vom Gesuch um Aufnahme ins Göttinger Theologische Stift bis zum letzten, mit einem in diesem Zusammenhang besonders schwermütigen „*Addio!*“ verglimmenden Dankwort an Littmann nach dessen letztem hier dokumentierten Besuch rund neun Monate vor Wellhausens Tod. Mit fortschreitendem Alter und wachsendem Resonanzraum des Autors haben sich immer mehr Schreiben erhalten, die meisten erwartungsgemäß aus den letzten fünf- und zwanzig Jahren in Göttingen (die Taubheit am Ende dürfte den Schriftverkehr zusätzlich intensiviert haben, s.u.).

Sie erscheinen diplomatisch transkribiert und sind in einem Anhang mit den zum Verständnis notwendigen Angaben versehen. Diese schlüsseln zumeist die umfangreiche, aber – weil damals noch jeder so gut wie alles Relevante wenigstens der eigenen Sprache zur Kenntnis nehmen konnte – regelmäßig nur abgekürzt genannte Sekundärliteratur bibliographisch auf und liefern knappe prosopographische Informationen, insgesamt aber immer noch gut 130 Seiten. Den weiteren Kontext soll die angekündigte Biographie Wellhausens aus der Feder desselben Herausgebers darstellen. Mit ihr verbinden sich die schönsten Hoffnungen.

Auch in dieser Korrespondenz sind oft die gleichen Themen vertreten wie in anderen Gelehrtenbriefen: man reagiert auf Veröffentlichungen mit sachlichen Details (repräsentativ für Wellhausens enzyklopädische Kenntnis sind etwa Nr. 210 und 212 an Mommsen mit Bemerkungen zu den Druckfahnen eines Teils der *Römischen Geschichte*), informiert einander über laufende Arbeiten und erfragt Belege; äußert sich zu universitärer (*passim* über Berufungen, die einzigen wichtigen Entscheidungen) und, selten, staatlicher Politik (vgl. Nr. 273, 347 oder 783, von der Warte eines konservativen Patrioten aus geschrieben); knüpft und pflegt Kontakte. Die vorliegende Sammlung hat jedoch ihren besonderen Reiz darin, daß man eine prägende Ausnahmeerscheinung im Schnelldurchlauf reifen und altern sieht und dadurch nun endlich Einblicke in ihr Innenleben erhält. Wellhausen findet allen Widerständen zum Trotz seinen Ort im Leben, der schon in jugendlichen Jahren immer wieder aufblitzende Schneid (hinreißend schelmisch sind sogar die beiden lateinischen Zulassungsgesuche als Repetent und zum Lizentiat an die Theologische Fakultät Göttingen formuliert, Nr. 3 und 6) wird zur oft bissigen, aber immer uneitlen Souveränität. Epigrammatische Charakterisierungen der, wie sie sich wohl selber gern genannt hätten, Größen des Fachs verraten Mut und Urteilskraft: Fleischer war für ihn „hülflos beschränkt“, Delitzsch ein „alter Narr“ und Kautzsch ein „alter aberweiser Grossvater“ (109). Konsequenterweise stellte er Widerspruch über bedingungslose Zustimmung (vgl. Nr. 415); „pachyderm“ (Nr. 730) genug war er in jedem Fall. Sein eigenes hohes Arbeitsethos ließ ihn auf Kollegen herabsehen, die durch persönliches Vermögen träge wurden, wie etwa Vatke (Nr. 693) oder Schultheß (Nr. 892).

Und doch liegt über aller Abneigung gegen Kleingeisterei eine große Lauterkeit, denn etwa sein Verhältnis zu Dillmann, ein „grundgelehrter Mann“, aber kein „scharfer Kopf“ (Nr. 38), wurde zwar als Folge der Arbeit am Pentateuch feindselig (vgl. Nr. 74; 103; 160; dazu E. Barnikol, in: Festschrift Eißfeldt, Berlin 1959, 28–39) und führte zum Abbruch des Briefkontaktes nach 1879, gleichwohl zögerte er nicht, ihn unter die bedeutendsten deutschen Hebraisten zu reihen (Nr. 109; vgl. 451). Selbst Bickell, der einen ganz anderen Weg eingeschlagen hatte, nach Konversion zum Katholizismus und Priesterweihe die Unfehlbarkeit des Papstes sowie die Unbefleckte Empfängnis öffentlich mit Feuereifer verteidigte und seinen geistigen Frieden in der traditionellen Inspirationslehre fand, indem er – logisch gar nicht so unzutreffend – eine *petitio principii* als den Ausgangspunkt der quellenkritischen Methode herausstellte (vgl. dazu Bickells Selbstzeugnis in D.A. Rosenthal [Hrsg.], *Convertitenbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert*, Bd. III/2, Schaffhausen 1870, 415–464), war ihm keinesfalls ein armer Irrer. Vielmehr würdigte er als Zeichen der Sympathie die großen Verdienste, die sich dieser, ein „gelehrter,

scharfsinniger und fleißiger Mann“, um das Syrische erworben hatte, mit einem Vorschlag für die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (Nr. 595; vgl. Nr. 119 für ein ähnliches Lob schon viele Jahre früher). Rez. wüßte gerne mehr darüber, ob Bickell im Alter tatsächlich vom Katholizismus „jämmerlich enttäuscht“ war, oder ob ihn diese Bemerkung für die gelehrte Sozietät nur leichter verdaulich machen sollte. Für den vom Schicksal nicht gerade verwöhnten Conti Rossini tat Wellhausen später das gleiche (Nr. 825); seine Empathie adelt ihn.

Dagegen sagen vereinzelte abfällige Bemerkungen über Juden (z.B. Nr. 72; 103; 602; 603), obschon sie den heutigen Leser irritieren, vielleicht mehr über unhinterfragte Stereotypen im patriotischen Milieu der Zeit als über Wellhausen selbst. Dieser interessierte sich schließlich, für einen Alttestamentler seiner Generation eher ungewöhnlich, ebenso für rabbinisches und mittelalterliches Hebräisch – worüber er ausgerechnet mit Lagarde korrespondierte (Nr. 20; 29) – wie für biblisches, distanzierte sich ausdrücklich vom Antisemitismus (Nr. 252) und war zudem ein Freund Hermann Cohens. Mit seiner widersprüchlichen Haltung zum Judentum zwischen Anziehung und Ablehnung war er keineswegs allein.

Noch immer bewegen den Leser auch Details aus dem häuslichen Leben wie das Schicksal seiner wegen einer Uterusentzündung (Nr. 78) jahrelang bettlägerigen und auch sonst kränklichen Frau Marie, einer Pianistin mit zumindest gewissen Ambitionen, die im Kontakt mit Reger stand (Nr. 704; 735; Rez. hofft für Wellhausen, daß sie nicht jahrelang dasselbe Stück und stundenlang verbissen denselben Takt gespielt hat, denn das kann bei Professorenpartnerinnen mit mehr Ehrgeiz als Talent durchaus passieren). Mit Rührung erfährt man, wie kein Geringerer als Wilamowitz die eigene Gattin pflegte (Nr. 126), und wie die Kinderlosigkeit zuweilen für Kummer bei den Wellhausens sorgte. Die zahlreichen Briefe an die Schwiegereltern beweisen dazu, daß Wellhausen auch charmant und ohne Dünkel drauflos plaudern konnte. Ein intellektueller Snob war er sicher nicht (vgl. Nr. 425). Seine eigenen gesundheitlichen Probleme, von denen man immer wieder beiläufig liest, wie anhaltende Schlafstörungen (z.B. Nr. 497; 593; 867; durchaus kein Proprium erst der modernen Arbeitswelt, sein Freund Smend litt ebenfalls daran) und eine als Folge eines Geschwürs im Ohr (Nr. 736) zunehmende Schwerhörigkeit (Nr. 630; 631), die seinen persönlichen Verkehr zu seinem großen Unmut stark einschränkte (Nr. 694; 711; 727; 730; 766) und ihm das Unterrichten erschwerte (Nr. 704), ertrug er tapfer; sie führte 1905 zu seinem Antrag, von seiner Professur „halbwegs pensioniert“ zu werden (Nr. 718; 735).

Ein zentraler Aspekt von Person und Werk ist natürlich Wellhausens Stellung zur Theologie. Die Briefe dokumentieren nun, wie sich der Wechsel vom Lehrstuhl für Altes Testament zur Semitistik schon bei dem frisch nach Greifswald Berufenen abzeichnete und im Laufe der Jahre nur an Entschiedenheit gewann, also keine überstürzte Entscheidung war. Die „eigentliche Theologie“ blieb ihm immer fremd (Nr. 20; 23; noch im Alter war sie ihm „ein krauser und verlogener Kram“: 669), selbst Ewalds Studien zur arabischen Metrik hätten für die Wiedergeburt der Kirche mehr getan als alle religionsgeschichtlichen und -philosophischen Arbeiten seiner Zeitgenossen (Nr. 32; ähnlich fast zwanzig Jahre später in Nr. 419 und allgemein zur Philosophie 725)! Daher überrascht es nicht, daß er gerade Olshausens rein

philologischen Psalmenkommentar zeit seines Lebens besonders schätzte (Nr. 27; 837) und bedauerte, daß Nöldeke sich vom Alten Testament abgewandt habe (Nr. 38). Auch die Qualitäten des von der damaligen Fachwelt verkannten Dietrich hatte er richtig gesehen (Nr. 65; dessen *Abhandlungen* können auch heute tatsächlich noch mit Gewinn gelesen werden). Von den Exegeten stand ihm neben Robertson Smith (s.u.) natürlich Kuenen besonders nahe (Nr. 58: „der Mensch ist noch bedeutender als seine Bücher“); Wolf („Schaf“: Nr. 209) Graf Baudissin und Stade verachtete er als „Eklektiker“ (Nr. 84) und „Wiederkäuer“ (Nr. 103; 124: „Tapir“), wodurch sein ausnahmsweise ungerechtes Urteil über Stades doch wichtige, aber wegen des Schwerpunktes auf historisch-rekonstruierender Morphologie kaum praktisch ausgerichtete hebräische Grammatik (Nr. 108, dazu s.u.; das Lexikon kam besser weg: 378) gefärbt sein mag. Gleichwohl schied er die gegenseitige fachliche Antipathie (Nr. 128) vom Persönlichen (Nr. 452, vielleicht unter dem Einfluß einer zuvor eingegangenen Buchsendung Stades [440]).

Wichtig für seine Beweggründe ist dabei das Selbstporträt in einem Brief an Olshausen, den er anderthalb Jahre vor seiner ersten offiziellen Bitte um Versetzung (Ostern 1880) um Rat fragte (Nr. 65). Der evangelischen Kirche gehörte er, wie er selbst sagte, „im Herzen nicht an“ und sah seine Stellung in der Theologischen Fakultät als Brotberuf. Mithin empfand er viel Mitgefühl für Robertson Smith, der wegen Häresie seines Amtes als Alttestamentler in Aberdeen enthoben wurde (siehe dazu die anfangs genannte Biographie von Maier). Im Grunde betrachtete Wellhausen sich freilich als Historiker, nicht als Semitist: Theodor Mommsen war sein „Ideal in allen Stücken“ (Nr. 54), die eigenen Sprachkenntnisse schätzte er mit entwaffnender Ehrlichkeit ein: Arabisch „nicht schlecht“ (besonders altarabische Dichtung las er „mit Passion“, konnte aber mit dem Koran wenig anfangen: Nr. 70, vgl. 76; er verbesserte sogar Altmeister Fleischer [Nr. 279] und diskutierte mit Nöldeke Grammatik auf Augenhöhe [555]), Äthiopisch „für den Hausgebrauch“, Aramäisch „nie ordentlich“ (doch mit viel Erfahrung mit den Targumen, vgl. Nr. 67; aus den Briefen wie seinem *Arabischen Reich* ergibt sich immer wieder auch eine Vertrautheit mit den syrischen Historikern), Hebräisch aber („und nicht allein das biblische“) könne er, wenngleich er „als Grammatiker, nach Leipziger Begriffen [...] nicht stark“ sei (Nr. 65). Doch wer von Ewald kam, beherrschte das Handwerk, wie nicht allein aus den frühen textkritischen Arbeiten, sondern ebenso aus recht detaillierten Bemerkungen zur Aussprache des Hebräischen in einem Brief an Sievers (Nr. 565) deutlich wird. Olshausen riet zur Semitistik (wie sich aus Nr. 67 ergibt), und das war klug.

Bezeichnend für die Offenheit der Semitischen Philologie ist ja, wie diese als sicherer Hafen viele der hellsten Köpfe aufnehmen konnte, nachdem ihnen der gefühlte Graben zwischen konfessioneller Identität mit den zugehörigen hermeneutischen Ansprüchen und wissenschaftlichen Tugenden wie Genauigkeit, empirischer Ausrichtung und intellektueller Redlichkeit zu breit geworden war. Neben Wellhausen galt das mehr als eine Generation später für den in Rom ausgebildeten Priester Bauer, der im tridentinischen Inspirationsbegriff keine Antworten auf seine Fragen fand, auf der Schwelle zur Bamberger Professur den Antimodernisteneid verweigerte und schließlich Semitist in Halle wurde, oder für den als Vierzehnjähriger seinem jüdisch-orthodoxen Elternhaus im zaristischen Polen entflohenen Lidzbarski, der zum

Doyen der semitischen Epigraphik und mandäischen Literatur avancierte; beide näherten sich auch durch ihre Konversion zum Protestantismus dem Vorbild des „weltlichen“ preußischen Professors an. Und auch Wellhausens Zeitgenosse Barth konnte gerade als Grammatiker sein orthodoxes jüdisches Bekenntnis mit einer führenden fachwissenschaftlichen Rolle verbinden. Hier war also in der Tat genug Platz für Außenseiter.

Im April 1882 schließlich schrieb Wellhausen dem preußischen Kultusminister, er wolle nun, nachdem er bereits 1880 den Wunsch geäußert hatte, in die Philosophische Fakultät versetzt zu werden, nach zehn Jahren seinen alttestamentlichen Lehrstuhl in Greifswald niederlegen und sich für Semitische Philologie habilitieren, selbst wenn ihn das in materielle Not bringe (Nr. 121; der vorsichtige Versuch, schon 1879 als Nachfolger Kautzschs in Basel unterzukommen [Nr. 77], wo es damals noch eine starke philologische Tradition gab, blieb folgenlos, berufen wurde Smend). Seine ursprüngliche Motivation liege in der wissenschaftlichen Behandlung der Bibel, er genüge aber nicht der Aufgabe, Studenten für den kirchlichen Dienst auszubilden. Wegen „der überragenden Wichtigkeit des Hebräischen gegenüber allen anderen semitischen Disciplinen“ (ebd.) wäre es ohnehin von Vorteil, wenn dieses auch in einigen Philosophischen Fakultäten vertreten werden könne. Daraufhin wurde er zunächst, wie gewünscht, Extraordinarius für dieses Fach in Halle, konnte aber die langfristige Abspaltung des Hebräischen von der Semitistik im allgemeinen freilich nicht verhindern, und war „den Alb der Theologie“ (Nr. 125) los, wenn auch für den Übergang „mit minimalem Gehalt“ (Nr. 133). Der evangelischen Kirche traute er schließlich nichts mehr zu, sein eigenes Credo beruhte auf Glaube und Ehrlichkeit (vgl. Nr. 239; 918).

Schon einige Zeit vor dem Wechsel nach Halle, 1885 dann als Ordinarius nach Marburg, wo er dem heiteren Ton seiner Briefe nach besonders glücklich war, konzentrierte Wellhausen sich auf das Arabische (vgl. Nr. 115), besonders auf die altarabische Dichtung, und kopierte im Jahr 1880 sogar Handschriften in Leiden (wo es ihm bei Kuenen ausnehmend gut ging, vgl. Nr. 87 und noch 1060), Paris (Nr. 86–88) und London (Nr. 91–92). Der Austausch mit seinem langjährigen Freund Robertson Smith bis zu dessen frühem Tod (1894) und mit Socin intensivierte sich entsprechend, mit zunehmender Weitung seines Umfeldes traten neue Korrespondenzpartner hinzu: der Althistoriker Mommsen, in geringerem Umfang der Religionswissenschaftler Usener, der Kirchengeschichtler und Wissenschaftsorganisator Harnack sowie die beiden Islamwissenschaftler de Goeje und Goldziher und ganz besonders der Iranist Justi, der ihm als Folge gemeinsamer Interessen bis zu dessen Tod 1907 auch menschlich nahestand.

In den kommenden Jahren arbeitete Wellhausen sein historisches Programm weiter aus: bei der in Greifswald begonnenen Religionsgeschichte Israels und dann analog, wobei er jedoch keine vergleichbaren Vorarbeiten hatte, bei der des Islam bis zum Ende der Umajjadendynastie (für eine Sozialgeschichte fehlten ihm noch die nötigen Quellen, die Inschriften und Ausgrabungen im ersten und die frühislamischen Papyri im zweiten Falle) führte die literarhistorische Quellenkritik zu einer konsequenten Scheidung zwischen den ursprünglichen einfach-lebensvollen Verhältnissen und der sie zum System ausbauenden späteren Überlieferung. Das hat selbst Mommsen beeindruckt, der in Wellhausen wohl

einen Gleichrangigen erblickte und ihm Druckfahnen zur inhaltlichen Korrektur schickte (s.o.). Literarkritik als Selbstzweck dagegen langweilte ihn (Nr. 251).

Die Semitistik lag für einen unbehaust gewordenen Alttestamentler wegen seiner Sprachkenntnisse und der historisch gewachsenen Bezüge zwischen beiden Fächern natürlich nahe, aber auch nach seinem formalen Abschied von der Theologie ist er nicht zum Philologen geworden. Das Hebräische und Arabische waren ihm trotz herausragender Beherrschung immer noch ein Mittel, um Quellen zu erschließen, kein Selbstzweck. Der Herausgeber Smend hat die Frage, ob Wellhausen Historiker oder Philologe sei, schon anderswo überzeugend im ersten Sinne entschieden (*Julius Wellhausen. Ein Bahnbrecher in drei Disziplinen*, München 2006, 46f.), und die Briefe stützen das jetzt in jeder Hinsicht. Ein Vollblutphilologe würde, und wäre ihm die Selbstironie mit der Gießkanne eingefloßt worden, sich wohl niemals wünschen, die Araber hätten Deutsch geschrieben, so daß man ihre komplizierte Sprache nicht lernen bräuchte, und gerade die semitischen Nominalbildungen – ein Thema der Grammatik mit nur begrenzter Anwendbarkeit für die Quellenlektüre, aber zugleich ein Hauptmerkmal des semitischen Sprachtyps – wären ihm keineswegs egal (Nr. 346), obschon „die wundervolle und fast raffinierte Ausbildung der Sprache“ (Nr. 855) durchaus Wellhausens ästhetischen Sinn reizte.

Mithin hielt er große Stücke auf Nöldeke, der, wiewohl als empirischer Skeptiker „ein Thomas und ein Hartkopf erster Güte“ (Nr. 132), selber viel Affinität mit der Historiographie besaß und mit dem er sich insgesamt als gleichrangig betrachtete (Nr. 385), als Philologe reinen Wassers freilich unterlegen (Nr. 972); später auch auf Lidzbarski (Nr. 931; 974; 975), der mit seinen Großleistungen auf dem Gebiet der Ende des neunzehnten Jahrhunderts kräftig aufblühenden semitischen Epigraphik die Phönizier, Aramäer und Hebräer in ein helleres Licht der Geschichte rückte. Indes blieb ihm die reine Grammatik selbst in ihrer historisch ausgerichteten neogrammatistischen Theorie fremd: nicht allein war ihm der auch als Philologe stockkonservative Lagarde „ein Hanswurst und ein Lügner“ (Nr. 323), noch am methodisch viel innovativeren Brockelmann vermißte er – durchaus nicht zu Unrecht – die „rechte innerliche Auffassungsgabe“ (Nr. 558) und hielt ihn für einen gelehrten, in seiner raschen Produktion zuweilen etwas fahigen Langweiler. Daß er demgegenüber die buchhalterische Gründlichkeit von Schultheß aus der zweiten Reihe betonte (Nr. 723; 860; 939), der für die aramäische Lexikographie einiges geleistet hat, spricht, wie manches andere in den Briefen, für sein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl.

Die technische historisch-vergleichende Sprachwissenschaft moderneren Zuschnitts jedenfalls, wie Brockelmann sie konsequent verfolgte, traf seinen Geschmack also nicht, was zudem seine Bemerkungen über Stades hebräische Grammatik zeigen (s.o.; zu Olshausens in traditionellerer Weise nach dem Arabischen rekonstruierender Phonologie und Morphologie des Hebräischen, über deren Beurteilung sich Nöldeke und der gemeinsame Lehrer Ewald entzweiten, nahm er interessanterweise nicht Stellung). Seine eigenen Schwerpunkte waren *old school*: die Diskussion über die wegen ihrer unklaren sprachlichen Klassifikation auch linguistisch interessanten sam'alischen Inschriften verfolgte er zwar mit einigem Interesse (Nr. 420; 423; 424), hielt aber sonst generell Abstand zu den semitischen Inschriftenfunden (vgl. Nr. 704) wie zu der sich erst konsolidierenden

Assyriologie (Nr. 645: „die Keile“), deren Bedeutung er dennoch erkannte (Nr. 732), und konzentrierte sich mit dem Hebräischen, Arabischen und Syrischen (die letzten beiden setzte er auch bei Prüfungen in hebräischer Grammatik als Grundwissen voraus: Nr. 444; vgl. 1056) auf die herkömmlichen zentralen Gegenstände der Semitistik. Allein dem Mandäischen konnte er sich in den letzten Jahren nicht entziehen (Nr. 746; 764; 768), weil es wegen des von ihm und manchen Zeitgenossen vermuteten, heute freilich kaum noch haltbaren Bezugs der Mandäer zum palästinischen Judentum relevant für Wellhausens spätere neutestamentliche Interessen schien (vgl. Nr. 739). Seine bewußte Beschränkung auf Material, das er sicher beherrschte und das hinreichend erschlossen war, dürfte letztlich aus den hohen Erwartungen an sich selbst wie an andere resultieren.

Weil alles auf „den Sachen“ erbaut sein müsse (Nr. 350), nahm er Historiker mit universalem Erklärungsanspruch, aber ohne tiefe Spezialkenntnisse, ebenfalls gar nicht ernst; Meyer bezeichnete er einmal als eine „unausstehliche Grossschnauze [...], gottverlassen und dreist“ (Nr. 225). Sein historischer Sinn machte ihn indes selbst bei Bedenken gegenüber der Person empfänglich für wahre Gelehrsamkeit unter den Älteren wie im Falle Gildemeisters (Nr. 347). Die klassischen Sprach- („Elemente“) und Lektürekurse, aus denen nach der Beilage im Anhang der überwiegende Teil seiner Lehrtätigkeit zwischen 1882 und 1913 bestand und von denen er jedes Semester drei bis vier gab (mit einem Schwerpunkt auf dem Hebräischen, Arabischen und Syrischen), entsprechen also nicht nur den Anforderungen seiner Stelle als Professor der Semitistik, sondern auch dem von ihm vertretenen quellennahen Zugang zur Geschichte (das hat C.H. Becker, in: *Der Islam* 9 [1918], 95–99, sehr treffend geschildert). Mit seinem Umzug in die Philosophische Fakultät hatte er es gar nicht schlecht getroffen.

In seiner letzten Lebens- und Schaffensphase wandte Wellhausen sich dann fast ganz dem Neuen Testament zu. Das war bei seinem streng religionsgeschichtlichen Blick von Altisrael zum Judentum nur konsequent. Wegen schwindender Konzentration mußte er allerdings auf andere Themen wie auch überhaupt auf „eigentliche gelehrte Arbeit“ verzichten (Nr. 865; vgl. 913; 919; 920). Das hauptsächliche Resultat waren schmale Bände mit konzentrierten Anmerkungen zu Text und Erklärung der Evangelien. Er fand, nachdem die Altvorderen Kuenen und Robertson Smith gestorben waren, im Gräzisten Schwartz einen sehr regelmäßigen Gesprächspartner für textkritische Details, das Verhältnis der griechischen Fassung zu den alten Übersetzungen und zur Toponymie Syrien-Palästinas. Eine anfängliche Antipathie (Nr. 497; 730) gegen ihn aus dessen Studentenzeit in Greifswald wich der Hochachtung (Nr. 738; 751; 774), und Schwarz war es dann, der den zugleich gründlichsten wie anrührendsten Nachruf verfaßte. Bei dieser Arbeit wurde er auch auf Albert Schweitzer und dessen *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung* aufmerksam, die Wellhausen gleichwohl für „ganz verkehrt“ hielt (Nr. 812; vgl. 780; 849); seinem Respekt für die Vielseitigkeit des Autors tat das keinen Abbruch (Nr. 923). Seit 1899 haben sich zahlreiche Briefe an Nöldeke erhalten, in denen er als Reaktion auf dessen Sonderdrucke eigene arabische Lese Früchte mitteilte, ohne diese noch zu größeren Entwürfen ausarbeiten zu können.

Ebenso entstand bald ein enger Kontakt mit seinem Wunschnachfolger (Nr. 704) und gefühlten Geistesverwandten (Nr. 1026), dem noch jungen Semitisten Littmann. Er

blieb ihm nahe, als es gegen Ende einsam um ihn wurde und mit dem Tod Smends 1913 schließlich auch der Kontakt zur Universität abbrach (Nr. 993). Dem inzwischen tauben Wellhausen mußte das schriftliche das mündliche Wort ersetzen (Nr. 727), aber Littmann besuchte ihn unermüdlich, wenn es gesundheitlich nur irgendwie ging, und versuchte ihn fortwährend aus der depressiven Verstimmtheit zu reißen (Nr. 1063; 1066). Wenn Schlafmangel, Arteriosklerose und seine allgemeine körperliche Verfassung ihm die konzentrierte Arbeit unmöglich machten, kehrte er stundenweise immer wieder zu seiner geliebten altarabischen Dichtung zurück (Nr. 946; 949; 973). Mitte 1916, anderthalb Jahre vor seinem Tod, verstummte dann schließlich der wissenschaftliche Austausch in den Briefen.

Die Ausstattung ist dem Niveau des Gegenstands entsprechend hochwertig: geschmackvolle Photographien Wellhausens und seiner wichtigsten Adressaten sowie ausgewählter Briefe säumen den Band, verschiedene Beilagen beschließen ihn. Aus der Bewerbung um eine Repetentenstelle in Göttingen (1868) stammen ein Lebenslauf, eine knappe Untersuchung der Belegstellen zum Thema der Gerechtigkeit Gottes gegenüber dem Individuum und eine Predigt über die Empfänglichkeit für die Gotteserkenntnis durch die Ursprünglichkeit (auch in seinen historischen Werken ein Grundmotiv) der eigenen Erkenntnis. Schließlich werden seine als Student belegten (1862–1865) und als Dozent gehaltenen Lehrveranstaltungen (1868–1913; s.o.) verzeichnet, ein zu Lebzeiten mehrfach abgelehnter Aufsatz mit Textverbesserungen zu Jesaja aus dem Jahre 1872 beigefügt (davon waren die erwägenswerten entweder schon vorher bekannt, wurden später von Wellhausen veröffentlicht oder wohl unabhängig von anderen vorgeschlagen; *rwh qdym* statt *ywm qdym* in 27,8 ist zwar möglich, aber nach der analogen Brachylogie *qdym* „[Ost-]Wind“ in Hi 15,2 unnötig; die übrigen überzeugen wenig) und eine umfangreiche, wohl der Vollständigkeit sich nähernde Bibliographie (1870–1914) zusammengestellt, schließlich die zahlreichen Nachrufe aufgeführt, die von Wellhausens Stellung ein beredtes Zeugnis ablegen. Zwei Indizes geben Aufschluß über die nach Empfängern geordneten Aufbewahrungsorte oder Besitzer der Briefe und machen die nötigsten biographischen Angaben zu allen in der Sammlung erwähnten Personen.

Wellhausens Briefe spiegeln ein zeitlos gültiges Wissenschaftsideal, das die Erkenntnis nicht aus dem Gruppendenken gewinnt, sondern aus Lesen, Reflektieren und Schreiben im „stillen Winkel, wo ich *con amore* mir und den Musen singe“ (Nr. 385). So betrachtete er sich selbst eher als Forscher denn als Lehrer (Nr. 307; 343), hielt die bibliographische Muse bewußt schlank (vgl. Nr. 390), verabscheute gelehrte Händel (Nr. 738) und sah als überzeugter Individualist (Nr. 393; vgl. 573) in den internationalen Kongressen, die gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts langsam um sich zu greifen begannen, nur „Schwindel“ (Nr. 355; 401), von dem er aber wohl zumindest in homöopathischen Dosen Gebrauch machte (448). Als Herausgeber von Großprojekten fühlte er sich mithin ungeeignet (Nr. 732), und wer auf ähnliche Weise lebt, versteht sofort, was er meint. Wichtiger waren ihm Beherrschung des Handwerks und durchdachte Durchführung. Dabei war er gewiß kein Menschenfeind, denn die Briefe an Smend, Robertson Smith und Justi beweisen, daß er über viele Jahre den Lebensweg anderer mit Empathie begleiten konnte.

Wenn diese in jeder Hinsicht vorbildliche Edition einen Nachteil hat, dann allein den, daß sie das Warten auf Smends Biographie zur Geduldsprobe macht. Schon jetzt kann aber jeder, der an der unverbindlichen Nettigkeit zu ersticken droht, mit der man in Zeiten der Verbundforschung und ständig wechselnder Rollen einander begegnen zu müssen meint, sich den frischen Wind von Wellhausens Parrhesia um die Nase wehen lassen und die einschlägigen Bezeichnungen wie „alter Narr“, „Hanswurst“, „Tapir“ oder „unausstehliche Großschnauze“ nach Belieben neu besetzen (lediglich den tätowierten Rüpel mit Leitungsfunktionen, den kannte Wellhausen von seiner Universität offenbar noch nicht). Als Ganzes gesehen macht die Korrespondenz dem heutigen Leser eindringlich klar, was jemand leisten kann, der über Jahre unbeirrbar von allem Gegenwind ein ausgearbeitetes Programm entfaltet, kompromißlos die passende Lebensform wählt, durch unablässige Quellenlektüre das philologische Rüstzeug pflegt, Nörgler und Neider gelassen an sich vorbeirauschen läßt wie Güterzüge in der Nacht, einen sicheren Instinkt entwickelt für die relevantesten Nachbargebiete, ohne sich im bibliographischen Labyrinth zu verlaufen oder die innerste Überzeugung irgendwelchen Moden zu opfern, und statt in Netzwerke in tiefe Freundschaften investiert. Die Lektüre verbindet also auf vorzügliche Weise das *prodesse* mit dem *delectare*.

Universität Leiden, Januar 2016

Holger GZELLA